

Mennonitische Rundschau.

Erscheint jeden Mittwoch.] Herausgegeben von der MENNONITE PUBLISHING COMPANY, ELKHART, INDIANA. [Preis: 75 Cents per Jahr.

19. Jahrgang. 21. September 1898. No 38.

Aus mennonitischen Kreisen.

Vereinigte Staaten.

Süd-Dakota.

Bridgewater, den 6. September 1898. Werte Rundschau! Wir haben dieses Jahr eine ziemlich gute Ernte, weil wir genug Regen hatten, fast zu sagen zu viel; aber trotzdem haben wir jetzt sehr trocken, so daß wir beinahe nicht pflügen können. Einige Nachbarn haben schon gedroschen; sie bekommen bis 25 Buschel Weizen vom Acker. Das wäre schon ziemlich gut, wenn der Preis etwas höher wäre. Der Weizenpreis ist jetzt 40 bis 45 Cents das Buschel.

Den 5. September wurde die Frau des Paul J. Groß begraben; sie hinterließ ihren Mann und zwei kleine Kinder. Die Leichenrede hielt Johan Wipf von Freeman, S. Dak. und Johan Stahl. Der Umstand ihres Todes ist wie folgt: Letzten Sonnabend ging die Frau des Paul J. Groß in den Keller, welcher ein Stück vom Hause entfernt ist, um ein wenig Wein zu holen. Sie wollte am Morgen früh zu ihren Eltern auf Besuch fahren. Weil es mit dem Gasolin im Hause sehr gefährlich ist, so hat Paul J. Groß sein Öl aus Vorsicht in dem Keller. Weil das Gefäß nicht zugemacht war, so wurde die Luft im Keller voll Dunst. Die Frau ging also in den Keller und ließ die Lampe auf der Treppe stehen, und als sie zurück kam und die Lampe in die Hand nahm, fing sie an zu brennen. Sie lief sogleich voller Angst und Schrecken zu ihrem Mann, der im Hause war, und schrie um Hilfe; aber es war schon zu spät. Als er nach Wasser lief, waren die Kleider schon abgebrannt. Anstatt Sonntag Morgen zu ihren Eltern zu fahren, ging sie in die Ewigkeit hinüber, wo Freude und Wonne die Fülle sein wird. Ihr Alter brachte sie auf 24 Jahre und lebte im Ehestande 4 Jahre.

Joseph M. Hofer, Sohn des Matthäus Hofer und Anna Kleinsasser sollen bald in den Ehestand treten. Wir wünschen den Lieben ein friedsames und gesundes Leben; auch Glück und Segen im Geistlichen, wie im Zeitlichen, so wie es ihnen not thut.

Mattheus Glanzer, Jun.

Oklahoma.

Isabella, Woods Co., den 10. September 1898. Werte Rundschau! Da schon eine geraume Zeit verflossen ist seit ein Bericht von hier eingegangen, so will ich versuchen wieder etwas zu berichten. Das Wetter ist in letzter Zeit trocken gewesen, sehr passend zum Dreschen, welches auch schon ziemlich vorgeschritten ist. Ausgangs Juli und anfangs August hatten wir ziemlich Regen, so daß der Farmer seinen Acker durch Pflügen für Winterweizen vorbereiten konnte. Die Ernte ist hier mittelmäßig ausgefallen. Weizen giebt es von 10—20 Buschel vom Acker; Hafer 10—30 Buschel; Korn kann es geben 20—40 Buschel.

Ferner kann ich berichten, daß unsere Gegend noch immer nicht frei von Dieben ist; kürzlich stahl ein gewisser Hauerton südöstlich von hier zwei Pferde. Er wurde aber an der Kansas-Grenze samt Pferden und seinem Weibe eingefangen und nach Watonger ins Gefängnis gebracht, wo er sich letzten Sonntag herausbrach; wurde aber Donnerstag wieder eingefangen und wartet jetzt auf sein Verhör. Auch wurde in J. M. Tannehills Laden in Rusk bei Nachtzeit eingebrochen und $150 gestohlen. Indem Herr Tannehill auch die Post hat, wurde auch diese beraubt. Der Thäter wurde aufgespürt, und ein gewisser John Lierle wurde gefangen genommen, bei welchem Mann auch Herr Tannehills Brieftasche und einige Wertpapiere gefunden wurden, auch noch etwas Geld. Dieser Herr Langfinger wurde nach Alva ins Gefängnis gebracht. Sein Vater und andere gaben Bonds und er wurde frei gelassen, aber da kam sogleich Onkel Sam und arretierte ihn für die Post berauben und wahrscheinlich wird Herr Lierle ins Zuchthaus wandern, wo er Zeit haben wird über sein Geschäft nachzudenken. Nur thut es uns leid um seine junge Frau, denn er hatte sie erst vor einem Jahr geheiratet.

Wir hatten in letzter Zeit mehrere Besuche von Kansas, nämlich Abr. Beckers; die hatten das Unglück, daß sich auf der Reise eines ihrer Pferde das Bein brach und mußten mit einem Pferde die Reise weiter fortsetzen. Auch Martin Heins und Peter Flaming waren hier bei Kindern und Freunden auf Besuch.

Bei David Kaspers starb vor zwei Wochen das etwa zweijährige Töchterlein. Die alte Witwe Peter Penner ist ziemlich leidend an Altersschwäche. Auch sind etliche Kinder krank. Übrigens ist der Gesundheitszustand ziemlich gut.

M. M. Inst.

Nebraska.

Henderson, den 12. September 1898. Werte Rundschau! Weil es draußen nach langer Trockenheit ziemlich naß ist, auch noch etwas regnet, so bietet sich wieder mehr Zeit zum Schreiben. Es begann den 9. d. M. zu regnen und bis heute Abend hat's mit wenig Unterbrechung geregnet, so daß es schon frohe und saure Gesichter giebt. Nach einer langen Dürre wünschten wir alle Regen, um doch den Winterweizen in guter Hoffnung säen zu können, doch jetzt sind noch viele am Dreschen und Heumachen. Nun, ich glaube, wir alle fühlen doch sehr dankbar für solchen Segen. Der Herr gab uns Frühregen und Er hat uns auch den Spätregen nicht vorenthalten.

Durch mein langes Schweigen sind manche Neuigkeiten schon alt geworden. Will die Predigerbesuche doch noch erwähnen. Von Kansas waren die Professoren P. F. Dürksen und C. C. Epp. Letzterer, in Begleitung seiner Frau, war eigentlich noch auf der Hochzeitsreise. Sie waren etwa ein Jahr auf der Reise und luden die Leute ein, zur himmlischen Hochzeit zu kommen.

Zur selben Zeit waren auch vier junge Brüder von Rochester, N. Y., hier und verherrlichten den Namen Jehovahs durch Gesang und Predigt. Wie schön, wie erfreulich ist doch auch der Gesang für ein betrübt Herz! Ja, wollen nicht versäumen unsern Gott zu loben, denn dazu hat Er uns die Stimme gegeben. Wie viele verachten diese herrliche Gabe Gottes!

Den 22. August erfreute uns Pred. P. H. Richert mit einem kurzen Besuch, indem er einen Abstecher machte von der Omaha Ausstellung. Und am 28. war es Nikolai Hiebert von Minnesota, der uns in ernster Liebe Gottes Wort sagte und abends noch von seinen Erfahrungen mitteilte. Besonders erfreulich war es zu hören, daß er sich ganz in des Herrn Hand gestellt hatte, für Ihn zu arbeiten und wenn's sein soll, auch für Ihn im dunkeln Heidenlande zu sterben.

Der Tod hat hier auch wieder seine Opfer gefordert. Am 22. Aug. wurde die Gattin des Cornelius Thießen begraben, nach einem Krankenlager von 10 Wochen, den trauernden Gatten und 4 Kinder nachlassend. Den folgenden Sonntag wurde auch die Frau des Hein. Petger zur Grabesruhe gebracht. Ihr Tod wurde durch einen Unfall herbei geführt. Während sie Mittwoch Abend von der Bibelstunde nach Hause fuhren, wurden die Pferde scheu, gingen durch, rissen ihn vom Buggie und liefen davon. Frau Petger wurde unheimlich auf dem Buggie und sprang hinunter und trug schwere Verletzungen davon, von welchen sie Freitag Morgen durch den Tod erlöst wurde. Wir trauen, der Herr versetzte sie ins Bessere. Aber wehe dem, der den Herrn und Heiland hier bei gesunden Tagen immer vorbei gehen läßt und denkt, ich werde zuletzt mit Ihm verrechnen. Sag, wie willst du den Herrn finden, wenn du in solchen entsetzlichen Todesschmerzen daliegst, wo die fehlende Hoffnung des seligen Lebens dein einziger Trost ist?

Onkel Jacob Wall liegt bedenklich krank darnieder. Der Herr gebe ihm Geduld im Leiden.

Ehelich miteinander verbunden wurden kürzlich Dan. J. Kroeker und Anna Wolf, Jakob J. Friesen und Käthie Janzen. Letzterer ist Schullehrer und wird's gewiß seine Arbeit viel erleichtern, wenn er abends mit Freude und Leid aus der Schule kommt und kann es mit seiner lieben Gattin teilen. Eine dritte Hochzeit nahe Henderson fand statt am 8. Sept. Die betreffenden Personen waren Cornelius P. Buller und Maria Goosen, Tochter des Doktors unsers Städtchens. Der Feier wohnten eine große Menge Menschen bei. Nahe an 200 Familien waren eingeladen. Möge ihnen viel Glück beschieden sein!

Außer leichtes Erkälten ist der Gesundheitszustand befriedigend.

Editor und Leser grüßend,

Korr.

Canada.

Manitoba.

Burwalde, Winkler, 4. Sept. 1898. Werter Editor! Zuvor einen herzlichen Gruß. Da ich vom lieben Boten sehe, wie er so pünktlich jede Woche von Haus zu Haus einkehrt und bringt immer auch Neuigkeiten, so fiel es mir ein, ihm auch noch einmal wieder etwas mit auf die Reise zu geben.

Die Ernte ist gegenwärtig im Gange. Das Schneiden haben die meisten schon beendigt und so fangen jetzt die Dreschmaschinen wieder an, ihr dumpfes Stöhnen hören zu lassen und die allgemeine Frage ist dann: Wie viel Buschel hast vom Acker, oder wie viel Buschel im ganzen? und der Mensch ist ganz froh, wenn er kann seinen Gedanken Ausdruck geben, so wie es ihm in seinem Herzen beliebt. Gerade bei diesen Gedanken fällt es mir ein, wie froh das Herz des lieben himmlischen Vaters ist, wenn Er sieht, daß seine Kinder nach seinem Sinn leben. Zu keiner Zeit ist das menschliche Herz so angespornt von irdischen Dingen, als wenn es zum Einheimsen geht, obwohl bei einem mehr als beim andern. Wer weiß, wie es sein würde, wenn der Herr gerade zu solcher Zeit kommen würde. Es steht geschrieben: Gleich wie es zu der Zeit Noahs war, also wird auch sein die Zukunft des Menschensohnes (Matth. 24, 37). Demnach wird Er nicht kommen in ruhiger Zeit, denn gleichwie sie waren in den Tagen vor der Sündflut, sie aßen, sie tranken, sie freieten und ließen sich freien bis an den Tag da Noah zu der Arche einging. Und sie achteten es nicht, bis die Sündflut kam und nahm sie alle dahin. Wir leben in einer sehr gefahrvollen Zeit. Möge der liebe Gott sich erbarmen über sein Volk und sie aufrütteln vom Sündenschlaf, denn es ist jetzt eine Zeit, wo der Schlummer über die Christenheit fällt, wie der Nebel übers Land. Der Prophet sagt: Zerreißet eure Herzen, und nicht eure Kleider; und bekehret euch zu dem Herrn, eurem Gott! Denn Er ist gnädig, barmherzig, geduldig und von großer Güte, Joel 2, 13. Im Propheten Amos, Kapitel 4 steht auch geschrieben: Schicke dich Israel und begegne deinem Gott. Es ist hohe Zeit, daß wir es Ernst nehmen mit der Seligkeit, und was Sünde ist ablegen, denn wir wissen nicht wie lange wir noch leben. Unser Leben ist wie folgt: Ps. 90, 10; Ps. 102, 4. 12; Ps. 103, 15; Jesaia 40, 6. 7; Jakobi 1, 10. 11; 1. Petri 1, 24. Es ist nicht notwendig noch mehr anzuführen. Möge Gott uns geben, dieses zu beherzigen und zu wachen und zu beten, daß wir in völliger Bereitschaft stehen, wenn unser Meister kommt, daß wir können unsere Hände ausstrecken und sagen: Siehe, das ist unser Gott, auf den wir harren, und uns freuen, daß sich unsere Erlösung nahet.

Zum Schluß noch ein kleines Gedicht.

Des Menschen Leben ist doch g'rad
Wie eine Welle in dem Meer!
Es hänget nur an Gottes Gnad'
Und keiner hält es, als nur Er.

Ja, auf dem großen Weltenmeer,
Da giebt's manch' Sturm von Feindes Seit';
Nur sicher geht das Schiff, wenn Er
Bei uns im Sturme steht zur Seit'.

Wie wird das Herze oft so bang,
Wenn es den Sturm besiegen soll;
Wie dauert doch der Kampf so lang
Und wie so groß ist Satans Groll.

D'rum Heiland stehe Du mir bei,
Damit ich freudig siegen kann,
Und daß ich einst am Ende treu
Die Kron des Lebens tragen kann.

Noch einen herzlichen Gruß an alle Rundschauleser von eurem Mitpilger nach Zion,

Abraham L. Toews.

Manitoba.

Kleefeld, P. O., 9. September 1898. Bald ist die Erntezeit vorüber, und die Abende werden länger. Dann giebt es wieder mehr Zeit für die Rundschau zu schreiben, wiewohl es jetzt auch nicht allzusehr unterlassen werden sollte.

Im September haben wir noch wenig günstiges Wetter gehabt zum Getreide zusammenfahren, daher es viele noch nicht beendigt haben. Es ist durchgängig kühles und feuchtes Wetter, aber weil es in den beiden letzten Nächten gefroren hat, so hoffen wir jetzt auf schöneres Wetter, was zum Dreschen auch sehr passend ist. Viele Dreschmaschinen sind schon an der Arbeit, und bei günstiger Witterung dürfte es auch nicht allzulange Zeit nehmen bis alles gedroschen wäre, denn an Dreschmaschinen scheint hier kein Mangel zu sein.

Korr.

Kaiserin Elisabeth von Österreich fällt durch Mörderhand.

Wiederum wissen die Annalen der Weltgeschichte von einem blutigen Verbrechen zu erzählen. Ein anderes gekröntes Haupt Europas ist dem zukkenden Stahl des ruchlosen Mörders zum Opfer gefallen. Die Kaiserin Elisabeth von Österreich ist am Nachmittag des 10. September in der Stadt Genf ermordet worden. Sie stand im Begriff, sich von dem Hotel Beaurivage aus auf den Dampfer zu begeben, der sie nach Montreux bringen sollte, als plötzlich ein Italiener auf sie zusprang und, wie man anfänglich annahm, einen Schlag gegen sie führte. Die Kaiserin brach zusammen, erhob sich aber selbst wieder und begab sich auf den Dampfer. Sie glaubte nicht, daß sie verletzt sei. Der Kapitän wollte zuerst die Abfahrt verzögern und nach einem Arzt schicken, auf Wunsch der Kaiserin setzte er indes das Schiff in Bewegung. Noch ehe er indes aus dem Hafen hinausgelangt war, verlor die Kaiserin die Besinnung. Er ließ schnell umdrehen und die hohe Dame in ihr Hotel zurückbringen, wo sie starb, ohne die Besinnung wieder erlangt zu haben. Die ärztliche Untersuchung ergab, daß sich der Mörder einer kleinen, dreikantigen Feile bedient haben mußte. Der Mörder, ein italienischer Anarchist Namens Luechoni, ist in Haft genommen worden. Er leistete keinerlei Widerstand, sondern sang sogar, als er abgeführt wurde, und sprach sich befriedigt über die von ihm vollbrachte That aus. Die schaurige That hat sowohl in der Schweiz und in Österreich-Ungarn, wie überhaupt in der ganzen civilisierten Welt, Entsetzen und Abscheu erregt. Der Kaiser Franz Joseph befand sich in Schönbrunn, als ihm der Graf Goluchowski die Nachricht überbrachte. Der Kaiser sank bei der furchtbaren Botschaft sprachlos in einen Sessel. Erst nach einiger Zeit rief er aus: „Soll ich denn niemals in dieser Welt von Kummer und Sorgen erlöst werden?“ Bald nach dem Empfang der Depesche unseres Konsuls Ridgly aus Genf, in welcher der Präsident McKinley von der Ermordung der Kaiserin Elisabeth von Österreich benachrichtigt wurde, schickte dieser die folgende Kondolenzdepesche an den Kaiser Franz Joseph nach Wien:

Washington, 10. Sept. 1898.

„An Se. Majestät, den Kaiser von Österreich, Wien.

„Mit dem größten Bedauern habe ich erfahren, daß Ihre Majestät, die Kaiserin von Österreich in Genf in meuchlerischer Weise ermordet worden ist. Gestatten Sie, daß ich Ihnen im Namen der Regierung und des Volkes der Ver. Staaten mein tiefstes Mitgefühl ausdrücke. Wm. McKinley.“

Am Sonntag lief folgende Antwort ein:

Schönbrunn, 11. Sept. 1898.

„Der Kaiser von Österreich an den Präsidenten der Ver. Staaten: Auf das wärmste berührt von den Ausdrükken des Bedauerns und der Sympathie, die Sie so freundlich waren, mir im Namen der Regierung und des Volkes der Ver. Staaten zu schicken, bitte ich Sie, für diese Ausdrücke meinen wärmsten Dank entgegenzunehmen.

(Gez.) Franz Joseph.“

Der Anarchismus und die neueste Tragödie.

Der Anarchismus, welcher der Theorie huldigt, daß eine Besserung in Staat und Gesellschaft nur durch den gewaltsamen Umsturz aller bestehenden gesellschaftlichen Verhältnissen zu erreichen ist, hat wiederum eine dunkle That vollbracht. Die edle Kaiserin von Österreich, eine stille, friedliebende Dame, die nur ihrer Familie lebte und unter dem Volk als eine freigebige Wohlthäterin und Freundin der Armen bekannt war, wurde von einem elenden Mordbuben kaltblütig hingemordet. Sie war eine liebenswürdige Persönlichkeit, die ihren Gemahl glücklich machte, die sich aber um die Regierungspflichten wenig kümmerte. Nach dem schweren Schicksalsschlag, den sie durch den Tod ihres Sohnes erlitt, zog sie sich gänzlich von der Außenwelt zurück. Ihr Herz war gebrochen von dem vielen Unglück und sie verdiente der Sympathie ihrer Mitmenschen. Und an diese edle und schwergedrückte Familienmutter legte der Mordbube die Hand. Und warum? Er hat selbst erklärt, daß er nach Genf gekommen sei, um eine andere hervorragende Person — den Herzog von Orleans — zu ermorden, daß ihm dies aber nicht gelungen sei, und daß er erst zufällig erfahren habe, die Kaiserin von Österreich sei anwesend, die er dann auch sich zum Opfer ausersehen und erstochen habe, obwohl, wie er des weiteren zugab, er sich wohl bewußt war, daß das Verbrechen nichts nutzen konnte; er habe dasselbe nur des Beispiels wegen verübt, also um andere anarchistische Hallunken zur Begehung weiterer ähnlicher Bluthaten anzufeuern. Diese Mordbuben haben in letzter Zeit überhaupt eine große Rührigkeit an den Tag gelegt. Einer derselben hatte versucht, die jugendliche Königin von Holland am Tage ihrer Krönung zu ermorden. Die Kugel ging fehl und traf die Kammerjungfer. Das Verbrechen dieser Mordgesellen ist jedenfalls auf Rechnung der Lehren des Anarchismus zu setzen. Solche entsetzlichen Vorkommnisse lassen einen wirklich an der Menschheit verzweifeln. Der Haß gegen die Reichen mag vielleicht durch einen individuellen Mord beim Thäter einigermaßen gestillt werden, aber gesellschaftliche Zustände können dadurch sicherlich nicht verbessert werden. Die Regierungen der Welt werden sich veranlaßt sehen, sich gegen diesen Auswurf der menschlichen Gesellschaft zu schützen, indem sie sich auf ein gemeinsames Vorgehen einigen. Nur auf internationalem Wege können die Dunkelmänner der Propaganda der That unschädlich gemacht werden. Es ist zu hoffen, daß es nicht weiterer Schandthaten dieser Art bedarf, um die Nationen der Welt aus ihrem gleichgültigen Schlafe aufzurütteln und ihnen ihre Pflicht vorzuzeichnen.

(Chrl. Ap.)

Bischof Fowler über die Bibel.

Vor der Welt-Sonntagsschulkonvention, welche unlängst in London abgehalten wurde, hielt Bischof Fowler einen eindrucksvollen Vortrag über die Bibel. Er machte eingangs die humoristische Bemerkung, daß ein gewöhnlicher Mensch in 25 Minuten nicht viel sagen könne über ein Buch, zu dessen Verfassung Gott fünfzehn Jahrhunderte gebraucht habe, gar nicht zu reden von den fünfundzwanzig Jahrhunderten, während welcher er sich dafür vorbereitete. Die Größe des Buches könnte weder auf Erden, noch während einer gewissen Zeitdauer ermessen werden; das Universum sei zu beschränkt und die Zeitalter seien zu kurz; die Bibel sei so tief, wie die Grundlagen der ewigen Gerechtigkeit und so ausgedehnt, wie das moralische Regiment Gottes. Der Bischof wies nach, wie die Bibel zur Quelle aller edlen Kunst und Litteratur in der Welt geworden sei. Die Poesie der Bibel übertreffe diejenige eines Homers oder Miltons, deren Rhetorik diejenige eines Demosthenes und Daniel Websters, deren Logik diejenige eines Aristoteles. Die Bibel sei mit Fug und Recht das Buch der Bücher. Er erklärte, daß die Lehre des Wortes Gottes möglicherweise das größte Bedürfnis der Sonntagsschullehrer sei. Um eine durchschlagende, übernatürliche Bekehrung zu erzielen, sei es vor allem nötig, daß das Wort Gottes einfach und verständig ausgelegt werde. Unsere Argumente und unsere Logik seien nicht viel besser als die Handpauke der Heilsarmee, das Wort und der Geist des lebendigen Gottes müßten zur Buße und zur Rettung führen. Er befürwortete die gute alte Mode, die Kinder in den Sonntagsschulen Bibelverse auswendig lernen zu lassen. Sie hätten dann eine Bibel, die sie wirklich ihr eigen nennen könnten — eine Bibel, die mit ihrem Wachstum wachsen und ein nie fehlender Trost sein würde. (Chrl. Ap.)

Die Gelegenheit.

Wer bist du, sprich, mit deren Reiz zu ringen,
Kein Weib vermag auf diesem Erdenrund?
Du ruhest nie? Wozu am Fuß die Schwingen?

„Gelegenheit werd' ich genannt, doch kund,
Bin ich nur wen'gen; und des Rades Rollen,
Auf dem ich steh', ist meines Schwankens Grund.

Kein Flug kann meinen Lauf erreichen wollen;
Mit Schwingen sind die Füße mir verseh'n.
Daß all' in meiner Bahn sich täuschen sollen.

Die Locken, die mir vorn herniedern weh'n,
Gebrauch' ich, Stirn und Antlitz zu umwinden,
Daß die mich nicht erkennen, die mich seh'n.

Am Hinterhaupt ist mir kein Haar zu finden;
Drum wird mir stets vergeblich nachgestellt,
Wenn man mich einmal ließ vorüberschwinden."

Sprich, wer ist jene, die sich dir gesellt? —
„Das ist die Reu'; und laß dir dies berichten:
Sie bleibet dem zurück, der mich nicht hält.

Und du, indes du auf viel eitles Dichten,
Vergeblich redend, deine Zeit verwandt,
Weh dir! Du merkest und begreifst mit nichten,
Daß ich schon längst dir aus den Händen schwand!"

Niccolo Machiavelli.

Die Ver. Staaten im Lichte anderer.

Mit dem Friedensschluß, der den spanisch-amerikanischen Krieg beendet, hebt eine neue Geschichtsepoche an, nicht bloß für die Vereinigten Staaten, sondern auch für Europa. Die Vereinigten Staaten haben einen wichtigen Schritt gethan auf dem Wege zur ausschießlichen Beherrschung Amerikas durch die Union; sie haben zugleich über diesen Weltteil hinausgegriffen und machen Anspruch auf ihren Teil in der Führung der Weltpolitik. Da sie jetzt Westindien beherrschen, wird die Ausführung des Nicaragua-Kanals nicht mehr lange auf sich warten lassen. Dann wird der Osten und der Westen der Union in engere Verbindung gesetzt sein, was für den Handel, aber auch für die Flotte der Vereinigten Staaten von großer Bedeutung ist. Von San Francisco aus über Hawaii, die Ladronen und Philippinen, die zu ebenso vielen Stützpunkten der amerikanischen Macht sich entwickeln werden, greifen die Vereinigten Staaten über den Stillen Ocean nach der asiatischen Küste und werden ein gewichtiges Wort mitzusprechen haben, wenn über das Schicksal Ostasiens entschieden wird, denn sie haben dort ebenso große Handelsinteressen zu schützen wie die europäischen Mächte. Daß sie sich der Wichtigkeit dieser und anderer Entscheidungen bewußt sind, das beweist die Eile, mit der sie an eine namhafte Verstärkung ihrer Flotte gehen und eine Vermehrung ihres stehenden Heeres ins Auge fassen.

Mit welchem Nachdruck die Union ihren Eintritt in die Reihe der maßgebenden Weltmächte bewerkstelligt, das zeigt ein Blick auf ihre wirtschaftliche Leistungsfähigkeit. Da ist zunächst der Umstand, daß die Union für das Rechnungsjahr 1897–98, das am 30. Juni endete, einen Überschuß der Ausfuhr über die Einfuhr von 2500 Millionen (Mark) erzielte, während die europäischen Mächte ein mehr oder minder bedenkliches Deficit der Handelsbilanz aufzuweisen haben. (Deutschland etwa 700, England gar 2400 Millionen.) Auch andere Vergleichsziffern sind sehr lehrreich. John Shafroth hat in einer Rede, die er am 26. Mai d. J. im Repräsentantenhaus hielt, folgende statistische Daten mitgeteilt: Im Jahre 1890 wurde das Vermögen der Vereinigten Staaten auf 62 Milliarden Dollars geschätzt, während das Vermögen der ganzen Welt 290 Milliarden betrug. Die Amerikaner, die mit ihren 70 Millionen Seelen etwa den zwanzigsten Teil der Erdbevölkerung ausmachen, besitzen demnach mehr als den fünften Teil des gesamten Vermögens der Erde. Die Union hat 182,000 Meilen Eisenbahnen, die übrige Welt 453,000 Meilen; die Union hat also beinahe halb so viel Eisenbahnen wie die übrige Welt. Im Jahre 1892 wurden in den Vereinigten Staaten 845 Millionen Tonnen auf 100 Meilen befördert; im gleichen Jahre beförderten sämtliche übrigen Länder auf dieselbe Entfernung nur 503 Millionen Tonnen. Die Einnahmen der Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten betragen eine Milliarde Dollars, beinahe die Hälfte der Einnahmen sämtlicher Eisenbahnen der Welt, die 2515 Millionen betragen. Im Jahr 1896 produzierten die Vereinigten Staaten 10 Millionen Ballen Baumwolle, während die übrigen Länder zusammen nur 3 Millionen Ballen produzierten, und von den 13 Millionen Ballen der Gesamtproduktion verbrauchten die Vereinigten Staaten 3½ Millionen, d. h. mehr als den vierten Teil des gesamten Verbrauchs. Produktion des Getreides beträgt den vierten Teil der Gesamtproduktion. Die Produktion der Kohlen betrug 1897 198 Millionen Tonnen; alle übrigen Länder produzierten nur zweimal mehr, nämlich rund 400 Millionen. Das Thelegraphennetz der Welt hatte 1897 eine Länge von 4,908,000 Meilen; davon kamen auf die Vereinigten Staaten allein 2,516,000 Meilen, also die Hälfte. Die Post befördert auf der ganzen Welt 17 Milliarden Briefe; davon kommen auf die Vereinigten Staaten allein 5 Milliarden. Die mechanischen Kräfte, über welche die Vereinigten Staaten verfügen, um die Wirkung der menschlichen Arbeit zu vervielfältigen, betragen mehr als den vierten Teil der Kräfte, über welche die ganze Menschheit verfügt. Diese Zahlen, denen noch andere beigefügt werden könnten, genügen, um zu zeigen, daß die Bevölkerung der Vereinigten Staaten in Bezug auf ihre Leistungen mit keinem einzigen anderen Volke in Vergleich gesetzt werden kann, sondern man muß dazu die ganze übrige Welt heranziehen. Sie sind der sicherste Beweis dafür, daß die Vereinigten Staaten eine Weltmacht sind, und als solche müssen und werden sie auch eine Weltpolitik haben.

Bis jetzt liegt nicht der mindeste Grund vor, diese Entwicklung der Dinge zu beklagen; wir glauben vielmehr, daß die Menschheit alle Veranlassung habe, sich darüber zu freuen. Wohl sehen auch wir die mancherlei Schatten, die das amerikanische Volkstum an sich hat, aber wenn man die Lichtseiten desselben daneben hält, dann stellt es sich heraus, daß mehr Licht da ist als Schatten. Das amerikanische Volkstum gewinnt noch, wenn man bedenkt, daß in ihm selbst, in seiner Urwüchsigkeit und Intelligenz, seinem Arbeitseifer und Verbesserungstrieb, die Bedingungen und die Kräfte gegeben sind, mit denen er allmählich auch seine Schattenseiten in Licht verwandeln und den Gefahren einer Entartung vorbeugen kann. Arbeit, Freiheit und Toleranz, das sind die Grundpfeiler, auf denen das amerikanische Staatswesen ruht und auf denen es ruhig weiter bauen kann. Die Amerikaner haben keine Adelskaste, die mit dem Anspruch auftritt, mehr zu sein als die anderen, die für sie arbeiten sollen; sie haben kein Gottesgnadentum, das herrschen will und in jedem Fortschritt einen Feind sieht, der mit allen Mitteln zu bekämpfen ist; sie haben endlich keine bureaukratischen Traditionen, die jede freie Bewegung hemmen und den Bürger zum Sklaven der Staatsmaschinerie machen. Das kommt allerdings vielen europäischen Diplomaten und ihrem Anhang seltsam vor und sie geben ihrer Abneigung gegen die „Gleichheitspflege," gegen die „Plebejer," „Banausen" und wie die Schmeicheltitel alle lauten, unverholen Ausdruck; sie würden ihre Abneigung auch in Thaten umsetzen, wenn — ja wenn eben die Vereinigten Staaten nicht schon eine so große Macht wären, die sich nicht mehr erdrücken läßt. Die „Kreuz-Zeitung" hat sich kürzlich ihren Kopf zerbrochen über die Gründe, die uns in dem Kriege auf die Seite der Vereinigten Staaten führten; nachdem sie mehrere Gründe zurückgewiesen, war ihr der letzte umso durchschlagender: weil die Vereinigten Staaten eine Republik sind! Das ist sehr oberflächlich gedacht. Wenn wir jemals für die republikanische Form geschwärmt hätten, so wären wir von dieser Schwärmerei durch das, was in der Republik Frankreich geschieht, längst gründlich geheilt. Aber es kommt uns nicht auf die Form, sondern auf den Inhalt an: auf die bürgerliche Selbstverwaltung, die Hochschätzung der Arbeit, die Toleranz gegen Andersdenkende, die vorurteilslose Menschlichkeit im Denken, Fühlen und Handeln. Das alles haben wir bei den Spaniern nicht gefunden und finden es auch bei vielen Freunden Spaniens nicht. Was wäre geschehen, wenn Spanien gesiegt hätte? Der nationale Dünkel, die Beschränktheit, die Korruption hätten gesiegt und überall hätten die Anhänger des politischen und geistigen Absolutismus, der das spanische Regierungssystem bildet, eine bedeutende Kräftigung erfahren. Das ist nicht geschehen, und schon aus diesem Grunde kann man sagen, daß der Sieg der Vereinigten Staaten einen Fortschritt und einen Vorteil für die Menschheit bedeutet.

Die neue Weltmacht hat gleich sehr schwierige Aufgaben zu lösen bekommen. Kuba ist ein schweres Stück Arbeit, und noch schwieriger ist die Philippinen-Frage. Mit Kuba können die Amerikaner allein fertig werden, aber die Philippinen sind der Punkt, an dem sich die Interessen der größten Mächte Europas kreuzen und stoßen. An der Art, wie die Vereinigten Staaten hier sich verhalten, wird man erkennen können, ob sie zu der Macht, die ihnen zu Teil wird, auch die nötige Weisheit und die erforderliche Mäßigung zu fügen im stande sind.

(Frankfurter Zeitung.)

Aus einer Negerpredigt über das Lügen.

Herr Plato ist ein alter Neger, der sich noch an die Zeiten der Sklaverei erinnert, jetzt aber eine Gemeinde von Farbigen versieht, welche ihn hochschätzt. Nun wurde einmal zwischen den Predigern viel verhandelt über die Pflicht der Wahrhaftigkeit, und da mußte eingestanden werden, daß die Schwarzen noch von den Sklaventagen her die Eigenschaft haben, es mit der Wahrheit nicht sehr genau zu nehmen. Die Gemeinde wünschte, daß Plato über die Sache predige; zuerst meinte er, dafür brauche er 3—4 Jahre, sich vorzubereiten. Am Ende gab er aber doch preis, wie er die Sache ansehe.

Zuerst erzählte er ganz ehrlich, daß die besten Brüder über das Lügen nicht völlig eins seien. Frage er: „Darf man je eine Lüge sagen?" so antworte Bruder Patton fest: „Nie und nimmer." Bruder Buckle dagegen stehe auf und sage: „Fast nie." Fragt ihr nun mich, so muß ich sagen: „Lügen ist was Arges; aber ich bitt euch, bedenkt, daß unsere Menschennatur auch etwas Arges ist."

Ich möchte also nie sagen, daß man immer die ganze Wahrheit aussprechen müsse. Wenn z. B. Bruder Patton von der Kanzel herabsteigt und einer vom Gemeinderat sagt ihm: „Aber, Herr Patton, das war eine schrecklich trockene Predigt, wie man sie keiner gebildeten Gemeinde auftischen sollte!" so ist das gewiß nicht recht. Kein Engel könnte das aushalten. Viele Prediger, die nachher was rechtes werden, würden jung dahinsterben, wenn man ihnen die blutte Wahrheit sagen wollte. Wenn mir einer begegnet und redet mich an: „Lieber Bruder, die meisten Leute hier denken, du habest keine Grütz im Kopf," so mag das wahr sein, aber mein Freund ist er nicht. Ich gesteh es lieber, mich freut es, wenn mich einer bei der Hand nimmt und sagt: „Aber wie gut Sie aussehen, Ihnen thut das Alter nichts, sind immer jung und kräftig!" Ich glaub es vielleicht nur halb, aber so bin ich einmal, mir thut das wohl. Also, was ich sage, liebe Brüder: Lügen ist etwas Gefährliches; aber vergesset nicht: die ganze Wahrheit sagen ist nicht immer wohl angebracht.

Laßt mich etwas aus meinem Leben erzählen. Im Jahr des Teufels 1854 (wir sagen ja alle seit der Verkündigung unserer Freiheit „Jahr des Herrn", aber in den alten Sklavenzeiten war es noch des Teufels Jahr), da gab es einmal eine schreckliche Nacht mit Sturm und Regen, daß man keinen Hund vors Haus jagen mochte. Gerade die schönste Gelegenheit für einen Schwarzen, in den Norden zu entfliehen. Ich hatte mir in meinem Sklavenstand so ziemlich alles gefallen lassen, was der Herr mir auferlegte. Aber nun schlug mich mein Meister für nichts und wieder nichts, stampfte auf mich herum und stieß mich, wie einen Fußball, im ganzen Hause hin und her. Da kam ich also zu dem Entschluß, lieber auf und davon zu gehen, ohne Adieu zu sagen. In der stockfinstern Nacht sprang ich fort der Freiheit zu, und ich darf wohl sagen, wenige farbige Männer werden einen schnelleren Schritt angeschlagen haben. Es gab allerhand unterwegs, kann mich aber nicht dabei aufhalten. Irgendwie klopf ich endlich an der Thür des edlen Isaak Hopper in Philadelphia an. Und der gab mir Brot und ein Bett zum Ausruhen, und gab mir Hoffnung, ganz wie wenn ich sein Sohn gewesen wäre.

Was thut aber mein Meister? Der findet aus, daß ich mich empfohlen hatte ohne Händeschütteln oder Abschiedsthränen, und gerät fast außer sich vor Wut. Er sagt's der Regierung und die Regierung schickt einen Offizier zu Bruder Hopper. Und der Offizier gelangte an die Hausthüre fast um dieselbe Zeit, da ich an die Hinterthüre gekommen war. „Haben Sie den Nigger Plato gesehen?" fragt der Offizier. „Ja, ich hab ihn gesehen," sagt Bruder Hopper mit unschuldigem Gesicht. „Und wo ist der Kerl in dieser Minute?" brüllt der Offizier. Nun, hier kommen wir an den heikeln Punkt. Leiht mir eure beiden Ohren bei dieser Wendung der Geschicke!

Bruder Hopper zögerte ein wenig, dann zog er die Uhr heraus und schaute darauf und sagte: „Plato ist in dieser Minute auf dem Weg nach Canada und ich glaube kaum, daß Sie den Zug erreichen werden."

„Gott sei gelobt!" sagte ich im Stillen vor mich hin.

Nun denn, Bruder Patton, meinst du nicht, das sei doch der Wahrheit nahe genug gekommen, alle Umstände in Betracht gezogen? Wenn irgend jemand auf dem Weg nach Canada war, so war's doch gewiß ich. Aber auf der anderen Seite, war's nicht eine an die Lüge grenzende List, die den Offizier völlig von der Spur abbrachte?

Ich aber stand also im Hause, ganz mit kaltem Schweiß bedeckt, weil ich wirklich gefürchtet hatte, Bruder Hopper werde die ganze Wahrheit sagen.

Jetzt wie entscheiden? War ich nicht selig froh, daß Bruder Hopper es verstand, zur rechten Zeit den Stand der Dinge zu verheimlichen? Wenn du, Bruder Patton, dort gewesen wärest, würdest du dem Offizier gesagt haben, ich sei in der Küche? Gewiß nicht. Oder was meint ihr von Bruder Hopper, wie er in die Küche kam, und mich am ganzen Leibe zittern sah, gerade als ob die Bluthunde hinter mir her wären, und ganz ruhig sagte: „Sie sind fort und du darfst getrost sein;" wird ihm seine Aussage arg leid gewesen sein? — Was wird aber unser Herr dazu sagen im Gericht? Ich denke, Er wird ihm sagen: „Isaak, du warst in einer tüchtigen Klemme, und mir ist leid, daß du unrecht thatest. Aber du hast dich eben herausgezogen so gut du konntest. Hättest du den armen Kerl zurückgeschickt an den Geißelposten und unter den Unmenschen von Aufseher, dann wäre dir's schlimm gegangen." So, meine ich, wird der Herr gerichtet haben.

Übrigens muß ich sagen, daß das schwierige Dinge sind, die der Prediger vorsichtig anfassen muß. Ihr z. B. brauchet gar keine Ermutigung in dieser Richtung, es sind doch viele da, die es schwer genug finden, bei der Wahrheit zu bleiben, auch wenn es sie gar nichts kostet. Ich bitte euch wirklich, haltet's mit Bruder Patton und sagt die Wahrheit überall und jeder Zeit; nur müßt ihr nachher, wenn's euch gelungen ist, nicht meinen, daß ihr schon ganze Christen seid, gar zu gut für diese arge Welt.

(Ausgew.)

Erlebnisse eines Tauchers.

(Von ihm selbst erzählt.)

Als ich mein Handwerk anfing, gebrauchten wir noch die Taucherglocke, und da war das Tauchen ein gefährliches Wagnis. Die jetzige verbesserte Rüstung, welche den Körper des Tauchers wasserdicht einschließt und so konstruiert ist, daß ihm durch eine Röhre, welche oben am Schiffe befestigt ist, stets frische Luft zuströmen kann, während durch eine andere Röhre die verdorbene Luft entflieht, ermöglicht freiere Bewegung und erleichtert die Arbeit ungemein.

Vor ungefähr neun Jahren kam ein alter Schiffsherr, dem ich schon manchen Dienst gethan, zu mir und beauftragte mich, nach Havana zu fahren und dort als Taucher bei einem wichtigen Geschäft gegen schönen Lohn alle meine Kunst in Anwendung zu bringen. Es handelte sich nämlich um die Hebung eines Koffers, welcher sehr wertvolle Papiere enthielt, und die Regierung hatte einen hohen Preis auf die Rettung derselben gesetzt.

Mit der üblichen Rüstung angethan und einem Brecheisen versehen, tauchte ich in die Tiefe. Im Anfang hatte ich schlechten Erfolg; es dauerte lange, bis ich das versunkene Schiff fand; zudem war der Meeresgrund felsig und solcher Boden ist gefährlich; denn man kann nie wissen, was für Ungeziefer in solchen Klüften haust; und an dieser Küste war es überhaupt nicht ganz sauber. Doch ich schwieg, denn es stand hoher Lohn in Aussicht, den dachte ich mit Gottes Hilfe zu verdienen.

Endlich waren wir der Lage des versunkenen Schiffes gewiß; etwas nach Mittag ließ ich mich wieder in die Tiefe und langte auf dem Verdeck des verunglückten Schiffes an. Dasselbe lag halb auf der Seite, sodaß ich mich nur auf allen Vieren bewegen konnte, sonst wäre ich ausgerutscht. Glücklich erreichte ich die Kajüte, in welcher ich den Koffer zu finden hoffte; aber die Thür war geschlossen und durch die Lage des Schiffes so verzogen, daß es mir keine geringe Mühe machte, sie zu öffnen. Als sie endlich nachgab, setzte ich mich, um ein wenig zu verschnaufen. Da zupfte mich jemand am Arm; ich wandte meinen Kopf, um zu sehen, wer mich berührte. Aber wie erschrak ich! Dicht an meiner Seite befand sich das scheußlichste Wesen, das ich je sah; es war thatsächlich nur ein Kopf, aber derselbe hatte eine länge von ungefähr vier Fuß, während der übrige Körper samt Schwanz noch etwa zwei Fuß maß. Dieser Kopf glich einem Riesenkürbis, war ganz mit langen Stacheln besetzt und hatte zwei Augen von der Größe einer Mannsfaust; sie waren höchstens sechs Zoll von einander entfernt. Das furchtbare Maul reichte auf beiden Seiten bis fast an den Schwanz zurück und ging geschäftig auf und zu, als wenn das Tier am Kauen wäre. So oft dieses Maul sich öffnete, schien es, als wenn das ganze Wesen auseinander fallen wollte.

Nachdem ich mich von meinem Schrecken etwas erholt hatte, bemerkte ich, daß das Tier in ebenso großer Angst war als ich; wahrscheinlich war ihm noch nie zuvor ein Taucher begegnet. Langsam erhob ich nun mein Brecheisen, brachte dasselbe in die Nähe des fürchterlichen Maules und stieß es im günstigen Augenblick in den Riesenschlund hinein. Sofort schloß sich der Schlund, wie ein Blitz drehte sich das Untier und verschwand; das Brecheisen aber habe ich nicht wiedergefunden.

Nun stieg ich auf, um ein anderes Eisen zu holen. Mit großer Mühe gelang es mir endlich, die Thür so weit zu öffnen, um eindringen zu können. Plötzlich bemerkte ich einen Schatten über mir, etwa wie wenn eine Wolke die Sonne verdunkelt. Ich blickte auf und sah — o Schrecken — etwa zehn Fuß über mir einen ungefähr zwanzig Fuß langen Haifisch. Noch spielte er mit dem Luftrohr, welches mir frische Luft zuführte; ein Biß, und meine Luft wäre dahingewesen. Wie mir zu Mute war, läßt sich denken. Doch es währte nicht lange, so kam der Fisch dem Rohr entlang herab. Sogleich legte ich mich flach auf den Boden, denn so war ich sicher, indem ein Hai nichts vom Boden aufnehmen kann, ohne sich auf die Seite zu legen oder unter den Gegenstand zu kommen.

Der Haifisch ist der gefährlichste Feind, dem die Taucher in den südlichen Gewässern begegnen, und trotz meiner Rüstung fühlte ich einen kalten Schauer über mich rieseln, denn ich dachte an die Möglichkeit einer Verwickelung des Luftschlauchs. Zwei- oder dreimal stieg der Koloß über mich hin, während ich bewegungslos auf dem Boden lag, die Gelegenheit erspähend, um ihm mein Brecheisen in den Bauch zu stoßen. Allein die geringste Bewegung trieb ihn aus meinem Bereich, aber nur, um im nächsten Augenblick wieder zu kommen. Endlich verließ er mich und verschwand in einer Masse dichten Seegrases; aber er lag nur auf der Lauer, deshalb beobachtete ich alles genau, während ich mich mit der Thür beschäftigte.

Endlich gelangte ich in die Kajüte, aber da war es stockfinster. Auf den Knieen mich bewegend, mußte ich den Koffer suchen. Jetzt erfaßte ich ihn; ich fühlte, es war kein Irrtum möglich, doch — da ging mir plötzlich die Luft aus. Wer will mein Gefühl beschreiben, daß mich in diesem Augenblick überwältigte? — Ich kann es nicht. Sofort kam mir der Gedanke: Der Hai hat das Luftrohr durchgebissen; du bist hin. So bald ich mich jedoch umdrehte, kam wieder frische Luft in meine Rüstung; die Röhre hatte sich in der Thür verwickelt, meine Bewegung gab ihr wieder freien Raum. Aber auch mein Todfeind hatte mich bemerkt und kam auf mich zu; nur drei Fuß Raum befand sich zwischen mir und ihm. Ich ergriff mein Brecheisen und rannte dasselbe in die Flanken des Menschenfressers. Der Getroffene machte kehrt und floh, und ein Strom Blut zeigte mir deutlich, daß er nicht wiederkehren werde.

Noch eimal ergriff ich den Koffer und brachte ihn aufs Verdeck; dann gab ich das Zeichen zum Aufsteigen. O weh, man beantwortete mein Signal nicht, und ich entdeckte, daß nun oben etwas nicht in Ordnung sei. Endlich hoben sie mich und ich gelangte ins Schiff mit dem gefundenen Koffer. Die Ursache, daß man mein erstes Signal nicht beantwortete, war der Haifisch, welcher sich im Todeskampf erhoben hatte und ganz wütend um sich peitschte, daß sie ihm fast nicht entrinnen konnten.

Ich empfing meinen Lohn und dankte Gott für mein Leben. Seither bin ich nie mehr in die Tiefe gestiegen; was ich erhielt, ist sauer verdient; aber es reicht zu meinem Lebensunterhalt, und mehr verlange ich nicht.

(Ausgew.)

— Blindgewordenenen lackierten Möbeln kann man selbst in sehr feuchten Wohnungen zu dauerndem Glanz verhelfen, wenn man sie nach Abwaschen mit Seifenwasser (zwecks einfacher Reinigung) und gehörigem Abtrocknen mittelst eines wollenen Läppchens mit einer Masse einreibt, die zu gleichen Teilen aus Spicköl und weißem Wachs besteht. Man zerbröckelt das Wachs und Spicköl und erwärmt vorsichtig beides bis zur Auflösung des Wachses. Das Auftragen der Masse darf nicht zu dick geschehen und ist letztere nach etwa einer halben Stunde mit einem Leinentuch blank zu reiben. Die Möbel werden nun tadellos neu aussehen.

— Echter Karlsruher Zwieback. Ein Pint Milch, 7 Unzen Zucker, ½ Pfund Butter, stark 2 Pfund Weißmehl, eine Messerspitze voll gestoßener Zimmet und Hefe. Von ½ Pint Milch macht einen Vorteig und laßt ihn gehen, bis er wieder fällt. Dann nimmt man die übrige Milch, löst den Zucker darin auf und macht mit dem Rest des Mehles einen recht festen Teig, arbeitet zuerst den Vorteig, dann die Butter und den Zimmet darunter. Hierauf wird der Teig auf das Nudelbrett genommen, längliche Laibchen daraus geformt und auf ein mit Speckschwarte gestrichenes Blech gesetzt. Der Teig muß so fest sein, daß er schön stehen bleibt. Nun muß er nochmals gehen und wird in einem nicht zu heißen Ofen schön gelb, aber nicht hart gebacken. Am folgenden Tag schneidet man die Laibchen in dünne Schnitten und röstet dieselben auf beiden Seiten hellgelb.

Die Rundschau.

Herausgegeben von der Mennonite Publishing Co., Elkhart, Ind.
Redigiert von D. F. Jantzen.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis 75 Cents per Jahr.

Entered at the Post Office at Elkhart, Ind., as second class matter.

21. September 1898.

—**Die „Mennonitische Rundschau" von jetzt an bis Weihnachten 1898 umsonst!** Wer unser Familienblatt drei Monate gratis zur Probe lesen möchte, der schreibe uns einfach eine Postkarte und sage uns darauf sein Verlangen diesbezüglich, füge seinen **Namen** und **Adresse „deutlich"** hinzu und wir schicken ihm mit Freuden die Rundschau — nicht ganz umsonst, sondern für seine Mühe, Willigkeit und Freundlichkeit — bis Weihnachten zu. **Leser,** sagt's Euren Freunden und Nachbarn. Niemand lasse sich's verdrießen, selbst zu schreiben, denn nur unter dieser Bedingung machen wir unser Anerbieten. Man schicke solche Bestellungen direkt an den Editor und adressiere: D. F. Jantzen, Elkhart, Ind.

Erkundigung. — Auskunft.

☞ Wer eine Auskunft erteilt ist gebeten anzugeben, in welcher Nummer die betreffende Erkundigung abgedruckt war.

☞ Im Interesse der Fragesteller bitten wir die Leser, wenn sie an dieser Stelle Erkundigungen nach ihnen bekannten Personen finden, dieselben darauf aufmerksam zu machen.

?) Werte Rundschau! Weil wir am 2. März d. J. zwei Briefe abgeschickt haben an unsere Freunde in Amerika, nämlich bei Rosthern, Saskatchewan, an Peter und Heinrich Eppen, und bis heute noch keine Antwort haben, welches uns wunderlich ist, so wollen wir euch durch dieses Blatt fragen (denn wir denken, die Rundschau wird bei euch auch gelesen): Habt ihr unsere Briefe nicht erhalten, oder haben wir den eurigen nicht bekommen? Daniel Teichröw erhielt von euch, H. Eppen, ein Schreiben am 26. Mai, und wir warten noch alle Tage, aber immer vergebens.

Einen Gruß an euch alle, Freunde und Bekannte. Bitten um Antwort, ehe wir selbst kommen.

Jakob und Elisabeth Epp,
Olgafeld, Fürstenland,
Rußland.

Europa-Eindrücke.

Am 25. August d. J. ist Dr. F. L. Nagler, der Editor von „Haus und Herd," nach einem etwa dreimonatlichen Aufenthalt in Europa gesund und gestärkt wieder nach Cincinnati, O., zurückgekehrt. In der letzten No. des „Apologeten" macht er nun interessante Mitteilungen über seine „Europa Eindrücke", denen wir folgendes entnehmen.

Übersichtliches.

Es ist eine gewagte Sache, empfangenen Eindrücken in einer von Tausenden gelesenen Zeitschrift Ausdruck zu geben; denn damit macht man nicht immer den besten Eindruck. Und wenn man nicht lange genug in einer Stadt oder in einem Lande gewesen ist, um die Eindrücke in genügender Zahl oder Menge empfangen zu können, so setzt man sich der Gefahr aus, daß man eine Sache falsch beurteilt und dann der Einseitigkeit oder Kurzsichtigkeit bezichtigt wird. Trotz dieser Gefahr will ich es doch wagen, einigen empfangenen Eindrücken in Worten Ausdruck zu verleihen, besonders da ich mir sagen kann, daß die Eindrücke im allgemeinen recht gute und angenehme waren.

Ich weilte je eine Woche in London und Paris, drei Wochen in der Schweiz, fünf Wochen in Deutschland, zwei Tage in Wien und zwölf Tage in Italien, und besuchte dabei im ganzen ungefähr fünfzig verschiedene Städte und Ortschaften. In dieser kurzen Schilderung will ich mich aber hauptsächlich auf die Schweiz und auf Deutschland beschränken.

Wer mit der Erwartung nach Europa geht, daselbst alles viel anders zu finden, wie in Amerika (ich ging nicht mit solcher Erwartung), der wird sich bald (angenehm oder unangenehm) enttäuscht finden. Eigentümliche Trachten z. B. sind in Europa, besonders in den Städten, so selten wie in Amerika. Wer etwas Ordentliches kaufen oder sich in einem guten Gasthause aufhalten will, der muß in Europa bezahlen, wie in Amerika, und fast eben so teuer. Allerdings wird ihm bald auffallen, daß in manchen Orten die Frauen keine andere Kopfbedeckung zu haben scheinen, als ihr Haar, daß sie hie und da Arbeiten verrichten, die in Amerika nur den Männern zukommen, wie z. B. graben auf der Straße, Backsteine fahren und tragen, daß die Hunde vielfach als Zugtiere benutzt werden und einiges andere mehr. Aber im übrigen wird er sich oft sagen müssen: Gerade wie in Amerika! Das gilt sogar auf dem Gebiete der Reklame und des Humbugs. Wenn die lieben Germanen das von den Amerikanern gelernt haben, dann sind sie wirklich ausgezeichnete Schüler gewesen. „Große, wunderbare Rosenausstellung!" also war auf Plakaten und in Zeitungen zu lesen. „Das muß schön sein, da gehen wir hin," sagte ein Freund zu mir, der jetzt in Deutschland wohnt und früher jahrelang in Amerika gewohnt hatte. Wir gingen; denn eine Rosenausstellung — das muß etwas Gutes sein. Was wir aber nicht fanden, war die Rosenausstellung; was wir fanden — das will ich lieber gar nicht sagen. „So bin ich doch in Amerika nie angeführt worden," sagte mein Freund, als wir die gepriesene „Rosenausstellung" verließen.

Das kleine Europa ist eine große und wunderbare Welt; und es ist nicht zu verwundern, daß alljährlich Tausende von den reicheren und gebildeteren Amerikanern hinüberreisen und monatelang daselbst weilen. In der Alten Welt sind eben Sachen zu sehen, in Bezug auf welche die Neue Welt arm ist und es voraussichtlich auch noch Jahrhunderte bleiben wird. Einen Dom, wie den Kölner, ein Museum, wie das Britische, eine Ruine, wie das Heidelberger Schloß, wird Amerika in alle Zukunft nie aufweisen können. Wer irgendwie Geschmack hat am Schönen, am Wunderbaren, am Altertümlichen, am Eigenartigen, dem rate ich eine Europareise an; sie wird ihn nicht gereuen.

Nun einen Blick auf Specielleres.

Natur.

Ich hatte schon so oft in unserm „wetterwendischen" Amerika die Beständigkeit der Witterung in Deutschland rühmen hören. Die einzige Beständigkeit, die mir in Bezug auf das Wetter auffiel, war eine beständige Unbeständigkeit. Fast plötzliche Temperaturwechsel gehörten nicht zu den Seltenheiten. Es war in München, morgens um zehn Uhr war die Hitze fast nicht zu ertragen; nachmittags um fünf Uhr wünschte ich, daß mein Überzieher schwerer wäre. Die Leute sagten: „Dieser Sommer ist eine Ausnahme." Ich will's annehmen.

Wir haben in Amerika höhere Berge, längere Ströme, riesigere Wasserfälle, tiefere Schluchten, größere Seen, als irgendwo in der Schweiz zu finden sind; und doch ist die Schweiz einzigartig in ihrer Naturschönheit. Es ist zu bezweifeln, ob der große Schöpfer irgendwo sonst so viel Erhabenes und Liebliches auf so engen Raum zusammengestellt hat, wie in dem Lande der Schweizer, auf welche diese mit Recht auch sehr stolz sind. Nirgends schlummern solch liebliche blaue Seen am Fuße der Schnee- oder Felsenberge, nirgends findet man die Naturwunder in solch wechselnder Fülle, wie in der Schweiz. Es giebt so viele Bilder und Photographieen von der Schweiz, in denen fast nur die Schneealpen zur Darstellung kommen, daß manche Leute sich vorstellen, die ganze Schweiz bestehe fast aus lauter Gletschern und Schneebergen. Weit gefehlt. In der Schweiz giebt es mehr grüne Berge, als weiße, und vielleicht eben so viele Fluren und liebliche Thalebenen, als Gebirgsgegenden. Man kann stundenlang auf der Eisenbahn fahren, ohne einen Schneegipfel auch nur in der Ferne zu Gesichte zu bekommen.

Kein Strom der Erde bietet die Naturschönheiten, wie der deutsche Rhein, selbst der Hudson nicht, den Aussprüchen vieler Amerikaner zum Trutze. Dazu gesellt sich beim Rhein noch das historische Interesse: die altertümlichen Mauern und Türme, die zerfallenen Schlösser und Burgruinen. Ich befuhr ihn von Rüdesheim bis nach Bonn.

Kultur.

Wer schöne, große Waldungen sehen will, der reise nicht in Amerika, sondern in Frankreich, in Deutschland und in der Schweiz. In der Waldverwüstung haben wir Amerikaner Erstaunliches geleistet; in Bezug auf die Pflege der Bäume können wir von den Europäern lernen.

Der Amerikaner schaut fast ausschließlich auf das Praktische, der Europäer sucht das Schöne mit dem Nützlichen zu verbinden. Städte, Straßen, Häuser, Parkanlagen, öffentliche Plätze sind im allgemeinen schöner als bei uns. Im großen und ganzen ist Berlin die schönste Großstadt der Welt und wird ohne Zweifel in zehn Jahren noch schöner sein, als heute.

Allerdings scheinen mir auch die Abgaben, welche die deutschen Bürger, meistens vierteljährlich, zu entrichten haben, ungemein hoch zu sein. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß sie das Zwei- und Dreifache der amerikanischen sind. Was sie besonders drückend erscheinen läßt, sind die Einkommensteuern, die wir in Amerika bis jetzt nur dem Namen nach kennen.

Verkehrswesen.

Klein erscheinen dem Amerikaner die Lokomotiven der europäischen Eisenbahnen und als sehr primitiv und ungenügend die vierräderigen Frachtwagen und die meist düster aussehenden Passagierwagen dritter und vierter Klasse. Auf der andern Seite freut er sich aber, daß ihn das Reisen nicht so viel kostet, außer wenn er sich vornimmt, erster Klasse zu fahren. Die Wagen erster Klasse stehen den besten der amerikanischen, was Bequemlichkeit anbelangt, in nichts nach, wenn sie auch nicht so elegant ausgestattet sind. Im allgemeinen fahren die Züge auch nicht so schnell. Das einzige „Schnell" mancher Schnellzüge liegt in ihrer Bezeichnung; denn wenn der Schaffner nicht von Zeit zu Zeit rufen würde: „Schnellzug nach so und so," würde der Reisende nie auf den Gedanken verfallen, daß er sich auf einem Schnellzuge befinde. Das schließt nun nicht aus, daß manche „Extrazüge" zwischen den großen Städten mit nur erster Klasse fast rasend drauf losfahren und man sich wundern muß, daß die kleinen Lokomotiven einer solchen Kraftentfaltung fähig sind.

Wer eine amerikanische Stadt vom Bahnhofe aus beurteilen wollte, der würde in den meisten Fällen ein schiefes Urteil fällen. Nicht so in Europa: da zählt der Bahnhof mit zu den schönsten Bauten der Stadt und liegt auch meistens in einem der schönsten Teile derselben, in manchen Fällen von lieblichen Parkanlagen umgeben.

Zeitungen.

Wohin der Wanderer auch kommt in der civilisierten Welt, findet er die „allgegenwärtige" Zeitung; aber in Europa ist sie nicht so „allgegenwärtig", wie in den Ver. Staaten. Ich fuhr oft stundenlang auf der Eisenbahn, und dabei an bedeutenden Stationen vorüber, und es war mir mit dem besten Willen nicht möglich, irgend eines Wisches von einer Zeitung habhaft zu werden. Überhaupt scheint das Zeitungslesen in Europa nicht so zur Manie geworden zu sein, wie in Amerika. Das mag sein gutes haben; der Europäer gewinnt dadurch viel Zeit, wenn er die dann nur nicht mit Wein- und Biertrinken verbringen würde. Ich habe an einem Tage in München mehr Bier trinken sehen, als in sechs Monaten in Amerika.

„Und wie beurteilen die deutschen Zeitungen Amerika und amerikanische Verhältnisse?" „Ähnlich wie die amerikanischen Zeitungen Deutschland und deutsche Verhältnisse beurteilen — schief. Die Hauptzeitungen Deutschlands suchten im letzten Kriege Amerika gerecht zu werden; manche der kleineren Wische aber offenbarten hie und da eine recht dumme Amerikafeindschaft, die, wie es schien, aus kleinlichem Neide erwuchs. „Nicht die Amerikaner," las ich da eines Morgens, „sind es, welche die Spanier überwunden haben, sondern die Insurgenten." Ergötzlich sind auch oft für den Amerikaner, der der englischen Sprache mächtig ist, manche der Übersetzungen aus englischen Zeitungen. Da brachte eine Washingtoner Zeitung den Ausdruck "American Empire". Ein deutsches Blatt übersetzte flugs „Amerikanisches Kaiserreich" und zog dann den Schluß, daß die siegestrunkenen Amerikaner ihrer republikanischen Regierungsform müde seien.

Ich habe mich oft über manche Amerikaner geärgert, wenn ich sie über Deutschland urteilen hörte. Seit ich aber manche Deutsche über Amerika reden hörte, will ich das nicht mehr thun. Fragte doch ein „gebildeter" Musiklehrer mich und meinen Begleiter, ob man in Amerika auch schon von Beethoven gehört habe und ob man etwas von Bismark wisse. Als wir das erstaunt bejahten, sah er uns erstaunt an. Wo die meisten Querköpfe sind, drüben oder hüben, will ich nicht entscheiden, denn ich habe sie weder drüben noch hüben gezählt.

Schluß.

Ich sah Land und Leute, Städte und Dörfer, die großen und die kleinen, und mein Urteil über die großen Städte ist folgendes: London ist die bewegteste, Paris die interessanteste, Berlin die schönste, Wien die leichtlebigste, Rom die ruinenreichste, (New York die übermütigste, Cincinnati die heimatlichste) Stadt der Welt. (B.-B.)

Bismarck-Anekdoten.

Beinahe nicht wieder erkannt.

Fürst Bismarck reiste zu den Verhandlungen über den definitiven Frieden nach Frankfurt a. M. in Civilkleidern. Als er in dem von früher her ihm schon bekannten Gasthofe abstieg, erlaubte sich der Oberkellner die Bemerkung, daß er Se. Durchlaucht beinahe nicht wieder erkannt habe. „Ja, mein Lieber," antwortete der große Staatsmann, „den Herrn Franzosen ist es ähnlich ergangen wie Ihnen, die haben uns auch erst erkannt, als wir die Uniform anhatten!"

Jetzt aber bitte ich um meinen Abschied.

Ein so groß angelegter Charakter, wie Bismarck, läßt es erklärlich erscheinen, wenn er schon in jüngeren Jahren mit der bekannten Geistesstärke und Geistesgegenwart zu imponieren wußte. Er geriet öfters in Konflikt mit seinen Chefs, sobald dieselben ihn obenhin behandelten. Bismarcks selbständiges und selbstbewußtes Auftreten mochte wohl der Grund hierzu sein. So ließ einmal ein hoher Vorgesetzter Bismarck eine volle Stunde im Vorzimmer warten. Nachdem Bismarck endlich empfangen und die kurze Frage an ihn gestellt wurde: "Was wünschen Sie?", lautete dessen schlagfertige Antwort: „Ich bin hierhergekommen, um mir einen Urlaub auszubitten, jetzt aber bitte ich um meinen Abschied!"

Freie Rückfahrt.

Nach der im Oktober 1871 von seiten des französischen Finanzministers Poyer-Quertier erfolgten Unterzeichnung des Vertrages, wonach die ersten sechs Departements um Paris geräumt werden sollten, war derselbe beim Fürsten Bismarck zum Diner geladen. Während desselben kam unter anderem auch die Rede auf die deutschen Eisenbahnen, deren vortreffliche Einrichtung Poyer-Quertier anerkannte. Derselbe konnte aber nicht umhin, die Bemerkung zu machen, daß die Fahrpreise sehr hohe seien, denn er hätte, obwohl in einem französischen Wagen gekommen, für die Fahrt von Aachen nach Berlin 1000 Fr. zahlen müssen. Da dem Fürsten Bismarck nicht bekannt war, ob diese Taxe richtig sei, wandte er sich sogleich telegraphisch an die Generaldirektion der Eisenbahn und erhielt als Antwort, daß es damit seine Richtigkeit habe. Als Poyer-Quertier seine Rückreise nach Paris antrat und dessen Sekretär, dem die Zahlung der Reisekosten oblag, an der Bahnhofskasse eine 1000 Franken-Note für die Rückfahrt erlegen wollte, erhielt er vom Kassierer die Antwort: „Ich bitte um Entschuldigung, der französische Minister hat nichts zu bezahlen; die in Aachen erlegten 1000 Franken decken auch die Rückfahrt." Als der Sekretär seinen Herrn, Poyer-Quertier, hiervon verständigte, stieg dieser lachend in seinen Wagen und fuhr ab. Auf der Station Brandenburg öffnete ein Livree-Bedienter die Coupe-Thür und meldete, daß das Frühstück bereit stehe. Der französische Minister trat mit seinen Begleitern in den Salon und stärkte sich an einem leckeren Mahl. Schließlich verlangte der Sekretär die Rechnung, in der Voraussicht, daß ein ansehnlicher Betrag dafür zu zahlen sein würde. Allein auch hier wurde ihm die Antwort: „Das Frühstück war mit inbegriffen in den in Aachen gezahlten 1000 Franken!" Ganz derselbe Vorfall spielte sich auf der Station Hanover ab, wo ein Diner serviert worden war. Nach Einnahme desselben depeschierte Poyer-Quertier seinen Dank dem Fürsten Bismarck für die sinnige Art, in der er als deutscher „grand seigneur" auf die harmlose Beschwerde eines französischen Staatsmannes geantwortet habe, der darauf bedacht gewesen sei, mit dem Gelde seines Vaterlandes zu sparen. Poyer-Quertier war natürlich auf Rechnung der französischen Regierung gereist. (Wbl.)

Allerlei.

— Ein berühmter Arzt schreibt seinen Patienten folgende „Lebensregeln" vor: Iß Obst zum ersten, nie zum zweiten Frühstück. Vermeide Pastete und warmes Gebäck. Iß Kartoffeln nur einmal des Tages. Trinke keinen Thee oder Kaffee. Gehe jeden Tag, bei gutem wie bei schlechtem Wetter, sechs Kilometer weit. Nimm täglich ein Bad. Wasche das Gesicht jeden Abend mit warmem Wasser. Schlafe jede Nacht acht Stunden lang.

— Fensterscheiben von Ölfarben zu reinigen. — Um Spritzflecke von Ölfarben zu entfernen, welche beim Streichen einer Fassade an den Fensterscheiben entstanden und bereits aufgetrocknet sind, genügen Terpentin und Soda nicht. Zu empfehlen ist hierzu Seife. Namentlich werden alle Ölfarben durch sogenannte Schmierseife (schwarze Seife), welche man darauf streicht und mehrere Stunden stehen läßt, aufgelöst. Man wendet dieses Mittel auch mit Vorteil an, um Pinsel, welche in Ölfarben hart geworden sind, aufzuweichen, worauf man sie rein ausspülen kann. Die Anwendung anderer scharfer oder ätzender Mittel, wie Pottasche und Kalk, ist bei Glas nicht ratsam, weil dasselbe dadurch leicht blind wird.

— Salzwasser gegen Brandwunden. Jedem, der mit Feuer zu schaffen hat, sei es am Kessel, auf der Schmiedesse oder in der Küche, kann es trotz aller Vorsicht doch einmal passieren, daß er nicht bloß die Finger verbrennt, sondern sich auch größere Brandwunden zuzieht. Als sehr wirksames Mittel gegen derartige Verletzungen hat sich eine nicht zu schwache Lösung von Kochsalz in Wasser erprobt, ein Mittel, das ja überall zur Hand ist. Finger, Hände und Arme werden am besten in die Lösung getaucht; bei Verbrennungen im Gesicht und an anderen Körperteilen werden Salzwasserumschläge angewendet.

— Gute Kirschenspeise. Zur Kirschenzeit, wo die Kirschen recht billig sind, giebt die folgende Kirschenspeise in Verbindung mit einer Suppe von jungen Erbsen, in die man Schwamm- und Fleischklößchen und einige Rauchwurstscheiben legt, ein sättigendes Mittagsmahl. Man rührt 1 Unze Butter schaumig, giebt 1½ Unze Zucker und vier Eigelb allmählich dazu und rührt dann 6 Unzen Mehl und 1 Pint Milch langsam darunter. Man mengt jetzt den festen Eiweißschnee und 1 Pfund ausgekernte, vorher eine Stunde gut eingezuckerte dunkle Kirschen unter die Masse, thut sie in eine glatte, gut ausgebutterte Porzellanform aus feuerfestem Material und bäckt die Speise knapp eine Stunde. Man muß den Auflauf sofort auftragen, wenn er fertig ist, da er sonst fällt.

— Wäre es nicht für den Hunger, würden manche Menschen nie eine ehrliche Tagesarbeit schaffen.

— Die Mennonitische Rundschau zur Probe bis Weihnachten 1898 frei an jedermann, der uns seine richtige Adresse deutlich einschickt!

Neueste Nachrichten.

Ausland.

Schweiz.

Genf, 13. Sept. — Luigini oder Lucchesi, der Mörder der Kaiserin Elisabeth, erklärt, daß, wenn er in Italien gewesen wäre, er den König Humbert zu ermorden versucht haben würde.

Die Kaiserin hat, dem Vernehmen nach, ihre Juwelen im Werte von $2,500,000 zu wohlthätigen Zwecken vermacht.

Der Sarg ist geschlossen worden und niemand, nicht einmal Kaiser Franz Joseph, wird das Antlitz der Entschlafenen wieder zu sehen bekommen.

Die Leiche ist mit einem schwarzen Faillekleide angethan, über der Stirn ist ein Diadem angebracht, die leicht gefalteten Hände halten ein Kreuz und einen Rosenkranz.

Weiße Rosen, die rings um den ganzen Körper gelegt sind, verhüllen den weißen Atlas, mit welchem das Innere des Sarges bedeckt ist.

Nur sehr wenige Personen haben das Antlitz der Kaiserin gesehen, da dasselbe die meiste Zeit hindurch mit einem weißen Tuche bedeckt war, während der ganze Sarg von einem weißen, mit Blumen durchwirkten Schleier verhüllt war.

Oesterreich-Ungarn.

Wien, 15. Sept. — Die Jubiläumsfeierlichkeiten sind auf unbestimmte Zeit verschoben worden. Der Kaiser hat auf das Bestimmteste erklärt, daß innerhalb der nächsten sechs Monate keine öffentliche Feier stattfinden soll.

Es ist noch nichts darüber entschieden, wohin sich der Kaiser nach dem Begräbnis begeben wird; er wird sich aber nicht öffentlich zeigen, und nur mit den Ministern verkehren, mit denen er heute zum ersten Mal nach seinem Verlust eine Beratung abhielt. Sogar rein militärische Feierlichkeiten, wie die Enthüllung der Reiterstatue des Erzherzogs Albrecht, sind auf unbestimmte Zeit verschoben worden.

Italien.

Neapel, 15. Sept. — Seit dem Jahre 1872 hat der Vesuv keinen so großartigen Anblick gewährt, wie dies jetzt seit seinem kürzlichen heftigen Ausbruch der Fall ist. Der mittlere Krater und mehrere neue Oeffnungen werfen Lava und Asche aus. Drei Ströme glühender Lava fließen an den Seiten des Berges hinunter, und verbrennen die Kastanienwälder am Fuß des Monte Somma, erreichen beinahe das Observatorium, haben einen Teil der dahin führenden Eisenbahn zerstört und bedrohen die Kaserne der Carabinieri.

Frankreich.

Paris, 16. Sept. — Frankreich steht am Vorabend der schwersten Krisis, die es seit der Proklamation der dritten Republik erlebt hat.

Die Lage ist in Kurzem folgende: Der Premier Brisson und alle anderen Mitglieder des Kabinets, mit Ausnahme des Kriegsministers Zurlinden, und möglicherweise des Ministers Lockroy, sind im Interesse der Gerechtigkeit und des Staates, von der unbedingten Notwendigkeit der Revision des Dreyfuß-Falles überzeugt.

General Brugere hat sich bereit erklärt, das Portefeuille des Kriegsministers zu übernehmen, und ist mit der Revision einverstanden. Präsident Faure ist ein entschiedener Gegner der Revision und hat verlauten lassen, daß er resignieren will, wenn dieselbe stattfinde. Aber niemand glaubt daran, und jeder sieht in der Drohung nur einen verzweifelten Versuch, mit einem Schlage Brissons Kabinet, und damit die Agitation für die Revision loszuwerden.

Aber Faures verfassungswidriges Verfahren, indem er sich in direkter Weise in die Verantwortlichkeit des Kabinets einmischt, bietet ein Beispiel von Gesetzlosigkeit in hohen Stellungen, und dies ist der erste Schritt zur Revolution.

Er wird beschuldigt, nach der Diktatur zu streben, und wenn es ihm gelingt, Brissons Kabinet aufzulösen, so wird dies die Handluug eines Diktators sein.

Die Agitation für Dreyfuß kann jetzt nur durch die Ausübung eines schiedsrichterlichen Machtspruchs unterdrückt werden. Präsident Faure hat sich zum Verfechter des Heeres und dessen fragwürdiger Führer aufgeworfen, die alles aufbieten wollen, um eine Bloßstellung zu vermeiden, die eine Revision zur Folge haben würde, weshalb sie willens sind, ihm die schiedsrichterliche Macht in die Hand zu geben.

Es wird daher heute Abend offen von einem militärischen Staatsstreich als dem wahrscheinlichen Resultat der Krisis gesprochen, sollte der Versuch des Präsidenten Faure, das Ministerum Brisson einzuschüchtern, fehlschlagen.

Gerüchtweise verlautet heute Abend, daß der aus der Armee entlassene Oberst Paty de Clam aus Paris verschwunden ist.

Großbritannien.

Queenstown, 15. Sept. — Der „White Star"-Linie-Dampfer „Teutonic", der heute Nachmittag von hier nach New York abfuhr, bekam südwestlich von Brow Head den Cunard-Dampfer „Aurania" in Sicht, der sich im Schlepptau eines anderen Fahrzeuges befand und augenscheinlich unlenkbar geworden war. Die „Aurania" ist seit 40 Stunden fällig und es wurden schon Besorgnisse über das Schicksal des Schiffes hier laut. Man erwartet, daß dasselbe morgen Vormittag hier einlaufen wird.

London, 15. Sept. — Eine der höchsten Ballonfahrten, die je unternommen worden sind, machten hier heute Nachmittag der bekannte Aeronaut Spencer und Dr. Berson von Crystal Palace, Sydenham, aus. Der Ballon, der mit reinem Wasserstoff gefüllt war und einen Rauminhalt von 56,300 Kubikfuß hat, erreichte eine Höhe von 27,000 Fuß. Als die Luftschiffer sich 25,000 Fuß hoch erhoben hatten, wurde die Luft so dünn, daß die Insassen der Gondel genötigt waren, in Röhren komprimierten Sauerstoff einzuatmen. Das Thermometer zeigte 61 Grad unter dem Gefrierpunkt; die Luft war klar und die Küste deutlich sichtbar. Der Ballon ging schließlich zu Romford in Essex nieder.

Porto Rico.

San Juan, Porto Rico, 15. Sept. — Die Ver. Staaten-Räumungsbehörde auf Porto Rico hielt gestern zwei Sitzungen ab und beschleunigt ihre Arbeit nach Kräften. Die Gegenpartei kommt ihr entgegen und alle Details der Beratungen werden veröffentlicht. Das hier kursierende Gerücht, daß die Komission sich bereit erklärt habe, sieben Millionen Dollars für die spanischen Befestigungen und anderes Eigentum zu bezahlen, ist absurd.

In Ponce soll nun allgemein die Ueberzeugung vorherrschen, daß die berichteten Fälle von gelbem Fieber im 19. Infanterie-Regiment auf unrichtige Diagnose zurückzuführen sind. Der Vorsicht halber werden aber immer noch drei Kompagnien in Quarantäne gehalten.

Der spanische Dampfer „City of Cadiz", mit spanischen Truppen von Guantanamo an Bord, ist hier eingetroffen und nimmt die in hiesigen Hospitälern liegenden kranken spanischen Soldaten auf, ehe er die Weiterreise nach Spanien fortsetzt. Die spanischen Mannschaften, Offiziere sowohl wie Gemeine, können die gute Behandlung, die ihnen von seiten der Amerikaner in Cuba zu Teil wurde, nicht genug rühmen.

Spanien.

Madrid, 15. Sept. — Die Königin-Regentin stattet den aus den Kolonien zurückgekehrten kranken Soldaten tägliche Besuche ab. Sie hat Befehl gegeben, daß die in der Genesung Befindlichen in königlichen Wagen nach der Casa del Campo im königlichen Park gebracht werden und sie bezahlt aus ihrer Privatkasse für die für die Invaliden geeignete Nahrung.

Der hiesige Korrespondent der Associierten Presse hat mit Offizieren, Invaliden und anderen aus Santiago zurückgekehrten Soldaten gesprochen Alle loben die Hochherzigkeit der Amerikaner nach der Uebergabe. Sie zeigen gegen die Amerikaner nicht die mindeste Gereiztheit, während sie gegen die Cubaner von Bitterkeit erfüllt sind.

Kreta.

Candia, 15 Sept. — Ein Adjutant Djevard Paschas begab sich gestern Abend an Bord des britischen Flaggenschiffes und meldete, daß er eine wichtige Mitteilung für den Admiral habe. Er sagte, 39 Häuser, von denen aus auf die britischen Truppen gefeuert worden sei, seien zerstört und 113 der Anstifter der Unruhen verhaftet worden. Die Botschaften der Mächte in Konstantinopel hätten dem Ersuchen des Sultans gemäß sich damit einverstanden erklärt, daß die Verhafteten durch eine internationale Kommission prozessiert werden sollten. Dieser angebliche Entschluß der Botschaften stimmt übrigens nicht mit den vom britischen Admiral Gerard Harry Noel gestellten Forderungen überein und wird die Schwierigkeiten, denen man bei der Entwaffnung der Moslems begegnet ist, noch vergrößern, da derselbe die Moslems in dem Glauben bestärkt, daß der türkische Sultan die Botschaften der Mächte immer noch beeinflusse. Es ist zweifelhaft, ob England darin einwilligen wird, die seiner Flagge angethane Beleidigung den Fragen der Plünderung und der Metzeleien der Christen einzuschließen, die rein internationale Fragen sind.

Später wurden 43 der verhafteten Anstifter an den britischen Admiral ausgeliefert und es wurde für wahrscheinlich gehalten, daß die Bedingungen seines Ultimatums ohne Widerstand erfüllt werden würden.

Inland.

Denver, Col., 13. Sept. — Ein Dekret für ein Präklusionsverfahren gegen das ganze Union Pacific, Denver und Golfeisenbahnsystem von Texas bis nach Wyoming und für den Verkauf der Bahn ist heute von Richter Gallett im Bundeskreisgericht erlassen worden. Der Verkauf findet in Pueblo, Col., an einem vom Special Master Johnson zu bestimmenden Tage statt. Die Prozesse, welche zu dem Präklusionsverfahren führen, wurden von der American Loan & Trust Company, der Mercantile Trust Company und der Central Trust Company von New York im Namen von Inhabern von Aktien im Betrage von über $15,000,000, auf welche keine Zinsen bezahlt worden waren, angestrengt. Massenverwalter Trumbull sagt, die Golfbahn werde gegen den 1. Januar n. J. reorganisiert und als unabhängiges System verwaltet werden.

Port Townsend, Wash. 13. Sept. — W. C. Strong, der mit dem Dampfer „Garonne" von St. Michaels angekommen ist, sagt, daß westlich vom Unamit-Paß beträchtliche Schiffstrümmer gesehen wurden, die von einem Schooner herzurühren schienen. Am Kotzebue-Sund befindet sich, nach Strongs Angabe, eine große Anzahl von enttäuschten Goldsuchern, die sich durch die Nachrichten von dem großen Goldreichtum dorthin verlocken ließen. Es ist dort kein Körnchen Gold gefunden worden, und tausend Personen sind jetzt am Strand gelagert, und warten auf eine Gelegenheit, um fortzukommen. Fast ebenso viele befinden sich auf dem Wege von den Bergen nach dem Strand, um Beförderungsmittel zu erlangen.

Vancouver, B. C., 14. Sept. — Eine aus Fort Wrangel in Alaska angekommene Gesellschaft von Goldgräbern bestätigt die früheren Berichte über die Leiden von Goldsuchern, die den Versuch machten, auf der Ashcroft Straße nach dem Klondike zu gelangen. Die Gesellschaft besteht aus James und Frank Mazara, W. Bough und Wm. Mullin, und ihre Heimat ist in Dolphin Lake, Manitoba. In einer Unterredung teilte Mullin Folgendes mit: „Ich werde das Elend und die Not, die wir auf unserem Marsch antrafen, nie vergessen Wir begegneten ungefähr sechzig Personen, die alles verloren hatten, dem Hungertode nahe waren und sich in halbbetäubtem Zustande fortbewegten; es war eine zerlumpte, hungrige und verzweifelte Gesellschaft, mit unendlich geringer Hoffnung, ihr Ziel jemals zu erreichen. Zuweilen erhalten diese Leute von glücklicheren Goldsuchern einige Lebensmittel; man konnte die Leute die ganze Landstraße entlang unter den Bäumen, oder notdürftig hergerichteten Schutzdächern hungrig, totmüde und ohne Aussicht auf Hilfe liegen sehen, um später ihre traurige Wanderung fortzusetzen. Das Elend spottet thatsächlich aller Beschreibung."

Washington, D. C., 14. Sept. — Die Mitglieder der Friedenskommission, Staatsminister Day, Senator Davis und Whiteland Reid, waren heute im Staatsdepartement zwei Stunden lang in Beratung. Senator Frye wird, wie es hieß, morgen früh hier ankommen und dann an den Beratungen der Kommission teilnehmen. Auch Senator Gray dürfte morgen hier eintreffen. Morgen Abend giebt der Präsident im Weißen Hause ein Diner, bei wechem die Kommissäre die hauptsächlichsten Gäste sein werden. Auch die in der Stadt anwesenden Kabinetsmitglieder haben Einladungen zu dem Diner erhalten.

In amtlichen Kreisen herrschte heute große Genugthuung über die Berichte aus Madrid, daß die Deputiertenkammer die Vorlage der Regierung betreffs der Annahme der Bedingungen des Friedensprotokolls angenommen habe. Da der spanische Senat die Vorlage bereits angenommen hat, so ist die letzte Besorgnis einer legislativen Opposition gegen die Uebertragung von Cuba, der Ladronen und Porto Rico geschwunden. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß zwischen dem Präsidenten und dem Kabinet in der gestern Nachmittag stattgefundenen Sitzung ein Uebereinkommen betreffs der Spanien gegenüber zu befolgenden Politik zu stande gekommen ist, obwohl Grund zu der Annahme vorhanden ist, daß die Behauptung, es sei endgültig entschieden worden, Spanien unter keinen Umständen zu gestatten, Souveränität in irgend einem Teile der Philippinen aufrecht zu erhalten, auf einer falschen Auffassung beruht. Da die Mitglieder des Kabinets sowohl wie die Mitglieder der Friedenskommission sich durchaus weigern, die Frage mit Zeitungsleuten zu besprechen, so beruht alles, was darüber gesagt wird, auf Vermutung oder Hörensagen. Es wird nicht bezweifelt, daß die Kommission die Unterhandlungen in Paris mit der Behauptung beginnen wird, daß wir Spanien auf den Philippinen besiegt haben und daß die spanische Souveränität daselbst bereits verwirkt ist. Daraus folgt übrigens noch nicht, daß es die Absicht der Verwaltung ist, die ganzen Inselgruppen in Besitz zu behalten oder Spanien dauernd aller seiner Besitzungen im Stillen Ozean zu berauben. Wie man glaubt, ist die Verwaltung nicht über den Entschluß hinaus gegangen, die ganze Insel Luzon zu behalten, doch verlautet, daß es die Absicht des Präsidenten ist, gleich von vornherein das Recht unserer Regierung festzusetzen, das Schicksal der Inseln zu bestimmen und die Bedingungen festzustellen, unter denen daselbst eine Regierung errichtet werden solle. Die Frage, den Besitz des Restes der Inseln aufzugeben, ist mit so vielen in Erwägung zu ziehenden Umständen verknüpft, daß man einsieht, es dürfte durch die Gewalt der Umstände notwendig werden, Spanien dauernd aller seiner Besitzungen in jener Gegend zu berauben.

New York, 14. Sept.—Hazel Blakely, die neunjährige Tochter des Chicagoer Geschäftsreisenden Charles C. Blakely, welche am vergangenen Freitag in No 20 Bank Straße, Newark, N. J., von ihrer zehnjährigen Spielgefährtin Mamie Marsh durch einen Schuß in den Kopf verwundet worden war, ist gestern Nacht in dem dortigen St. Barnabas Hospital gestorben; sie war nicht wieder zum Bewußtsein gekommen. Die Kinder spielten zusammen und fanden Blakelys Revolver unter einem Kissen im Bette. Mamie griff darnach, worauf sich die Waffe sofort entlud und Hazel tötlich getroffen zu Boden fiel. Die kleine Mamie ist seit dem schrecklichen Unfall untröstlich. Sie vermag nicht anzugeben, wie es kam, daß der Schuß losging.

Springfield, Jll., 15. Sept. — Der in Tabellen gebrachte Bericht der verschiedenen Assessoren des Staates gewährt eine interessante Uebersicht über das steuerbare Eigentum und dessen Wert im Staate Illinois. Das gesamte bewegliche Eigentum wurde mit $114,215,007 eingeschätzt. Liegenschaften mit $319,047,998; Baustellen in Towns und Städten figurieren mit einer Einschätzung von $258,323,686, das Eigentum von Bahngesellschaften in den verschiedenen Counties mit $1,857,015, zusammen $693,443,706. Der Wert verbesserten Landes wird auf $10.25 pro Acre angegeben, derjenige von unverbessertem auf $3.79; in Cook County wurde der Wert eines Ackers verbesserten Landes (wahrscheinlich Farmland) auf $18.05, eines Ackers unverbesserten Landes (wahrscheinlich Baustellen in den Vorstädten) auf $50.30 abgeschätzt.

Im Durchschnitt wurde der Wert verbesserter Baustellen in Städten mit Ausnahme von Cook County, auf $334.91, in Cook County auf $569.45 angesetzt, während unverbesserte Baustellen im Staat durchschnittlich einen Wert von $42.27, in Cook County einen solchen von $53 01 haben. Der Viehstand beläuft sich auf 1,029,387 Stück Rindvieh, die durchschnittlich einen Wert von $10.64 pro Kopf haben und 1,715,044 Stück Pferde mit einem durchschnittlichen Wert von $6.63 pro Kopf. Schafe giebt es in Illinois 495,017 Stück und jedes derselben ist durchschnittlich 86 Cents wert, Schweine 2,409,952, deren durchschnittlicher Wert $1.22 pro Stück ist.

Marktbericht.

15. September 1898

Chicago, Jll.

Weizen	62 — 65½
Mais	29 — 30½
Hafer, No. 2	20 — 21½

Viehmarkt.

Stiere	$4 15 – 5 70
Schweine	3 55 — 4 12

Produkte.

Heu	$3 50 — 8 50
Butter	15 — 20
Eier	8 — 13
Kartoffeln	35 — 40

Milwaukee, Wis.

Weizen	62 — 66
Gerste No. 2	42 — 43½

Viehmarkt.

Stiere	$ 3 75 — 5 00
Kälber	3 00 — 6 50
Milchkühe	28 00 — 48 00
Schweine	3 00 — 4 65
Schafe	3 00 — 4 25

Minneapolis, Minn.

Weizen	60 — 67

Duluth, Minn.

Weizen	63 – 68

St. Louis, Mo.

Weizen	65 — 70
Roggen, No. 2	42 — 45

Viehmarkt.

Stiere	$4 15 – 5 65
Schweine	3 75 – 4 10

Kansas City, Mo.

Weizen	59 – 66
Mais	28 – 30
Hafer, No. 2	26 – 27

Viehmarkt.

Stiere	$4 10 – 5 35
Kühe	1 75 – 4 20
Schweine	3 50 – 3 95